

Wenn mir die Muse untreu wird...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **35 (1909)**

Heft 16

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-442164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Es ist nicht zu verkennen, daß in unserem lieben Heimatlande die Achtung, ja die ehrfurchtsvolle Scheu der untern Stände vor den sogenannten höheren Klassen der Gesellschaft immer mehr und mehr schwindet, und es ist ganz recht so, daß der „gemeine“ Mann dem Höhergestellten gegenüber sich nicht mehr gedemütigt fühlt und nicht sowohl den Blick, als vielmehr etwas Anderes niederzuschlagen sich für berechtigt und berufen fühlt.

Aber wer verschuldet auch diesen Mangel an Respekt in unserer Heimat wie auch in allen andern Ländern? Wer hat es denn eigentlich zu verantworten, daß alle jene hemmenden Schranken gefallen sind, welche die „Großen“ in Herkommen und Geseß zwischen die verschiedenen Stände aufgerichtet haben?

Das sind die Dichter, die Dichter und Fabulanten aller Nationen. Die konnten ihr Herz aufs Papier ausschütten und nur den Epigonen bleibt es vorbehalten darüber zu sinnieren was wohl z. B. Goethes Clavigo gemeint habe als er sagte: „Da macht wieder jemand einen dummen Streich.“ Zur damaligen Zeit waren eben die Kaiserreden noch nicht Mode. Wenn Börne, der seine Satyriker meinte: „Minister fallen wie Butterbrot, gewöhnlich auf die gute Seite“ so hatte er in seiner Respektlosigkeit dennoch so viel Rücksicht, um an Ministern doch auch eine gute Seite zu lassen. Von Bürger, dem Vater der ums Morgenrot fahrenden Leonore, kennen wir auch den Ausspruch: „An einem Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln.“ Der gute Mann, der konnte seinerzeit gut reden; was er wohl heute daran zu drehn und deuteln hätte?

Shakespeare läßt seinen Falstaff ganz wehmütig sagen: „Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei.“ Ob nicht der etwas weniger falstaffleibige Peter von Serbien die gleichen Worte rezitieren könnte und nebenbei an seinen sauberen filius denkend, in die Worte Wallensteins ausbrechen: „Denn aus Gemeinen ist der Mensch gemacht“ in elder Selbsterkenntnis sich selber indirekt anklagend.

Wenn Goethe den Faust sagen läßt: „Es muß auch solche Käuze geben“, so kann man doch sicher annehmen, daß er dabei nicht an den dicken englischen Edd gedacht hat, der neben der hohen Politik trotzdem Zeit und Muße findet, irgend einen neuen Westen- oder Hofenschnitt zu erfinden. Und wenn Schillers Carlos ausruft: „Noch nichts für die Unsterblichkeit getan“, so dürfte man dabei denken, daß der holländische Königsgatterich sich diese Worte doch endlich zu Herzen nahm und seine geeignete Gattin an-

blüend, die Worte Byrons klappt: „Und künftige Ereignisse werfen ihre Schatten voraus.“

Aber auch trostpendende Worte für die Hohen dieser Erde finden die Poeten, so zum Beispiel läßt Claudius den sterbenden Vater resigniert sagen: „Für Jörgen ist mir gar nicht bange, der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.“ Wie wohlthuend muß dieses Bittat auf den verfloßenen serbigen Kronprinzen wirken, wenn man auch gerne noch den kleinen Zusatz „und Frechheit“ nach Dummheit anhängen möchte.

Für den jungen Portugiesenkönig klingt es auch sehr ominös, wenn sein Namensvetter Manuel in der „Braut von Messina“ den inhaltschweren Satz ausspricht: „Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen“. Denn erstens könnten die unbezahlten Wechsel des Don Pedro gemeint sein oder auch ein Thronwechsel auf die ähnliche Art wie die des ermordeten königlichen Wechselausstellers. Wer denkt nicht an den Kleopold von Belgien, wenn Wallensteins Thekla singt: „Ich habe genossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebt“. Wie oft haben die Töchter dieses liebegirenden Greises wohl schon nach Brüssel gerufen: „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels“, ohne gerade an den bekannten Taucher von Schiller zu denken. Gleichfalls von Schiller, paßt der nachfolgende Spruch aus Wallenstein, den sich der russische Zar Nikt mit dem kleinen Zusatz eines i zum Wahlspruch aneignen könnte: „Wer den Best(i)en seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Mehr wie dieser Henkerjar hat doch kein anderer, trotz Iwan dem Schrecklichen geleistet.

Was müssen sich die unzählbaren Fürsten von Neuz-Greiz, Schleich usw., die sämtlich mit dem Namen Heinrich throninvestiert wurden, bei den Worten Gretchens im Faust denken: „Heinrich, mir graut vor dir!“ Wahrscheinlich brummen sie in ihren kleinstaatsfürstlichen Bart: Was wohl die Kanaille von Untertanen dabei denken mag? Solche Worte, d. h. die Worte Gretchens, können um mit Shakespeare zu reden: „Caviar fürs Volk“ sein, wenn dieses auch sonst nicht leicht dazu kommt, sich echten Malassol zu Gemüte zu führen. Immerhin hat das Volk gerade durch die Dichter die beste Aufklärung erhalten und wenn auch Julius Cäsar sagt: „Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich“, so bleibt dieses gerade eine richtige Stimulancia, um an allen den Großen, die über uns Alltagsmenschen stehen, etwas moralische Kontrolle zu üben. Zum Schlusse können wir darauf Heinrich V. Worte setzen: „Das ist der Humor davon!“

April!

Der See glänzt auf im Morgenschein,
Die Silberwellen schäumen . . .
Wie bin ich gerne da allein
Mit meinen Frühlingsträumen!
Und all das Leid und all das Weh
Laß leise ich verlinken
Und sterben wie des Winters Schnee
Im heitern Lenzesbinken.

Mir ist, ich zieh' im Morgenrot
Von einer Totenfeier —
Flink rud're ich mein morisches Boot,
Der Lenz stimmt seine Leier:
Rings hebt ein helles Singen an:
Die ersten kleinen Lieder!
Und in dem Schilfe laucht der Schwan
Und schüttelt sein Gefieder.

Hallelujahe! das lacht und lenzt
Im Herzen voller Freuden,
Am Raine, erlt noch schneeumkränzt,
Die Silberglöcklein läuten:
Bald strahlt die Welt vor Lenzeslust
Und ichwelgt im Blütenglücke,
Dann bau' ich mir aus Blatt und Blut
Zum Himmel eine Brücke.

Ernst Meyer-Leibstadt.

Bundesrat und Presse.

Laß dich mit Diplomaten ein
und du bist sicher der Lakierte;
sie drücken sich gar zart und fein
und du bist der Beichwindelierte.

So ging's 'nem Zeitungsmann in Bern.
Er hatt' von einem was erfahren
und wollte mit der Weisheit gern
nun unter seine Leier fahren.

Nun aber kam der Bundesrat
und sagt', es sei verfrüht gewesen;
sie hätten da in seinem Blatt
so irgend was von was gelesen.

Doch war dazu noch nicht die Zeit;
das sagte ihm doch das Gewissen!
Und überhaupt, die Öffentlichkeit
braucht das noch lange nicht zu wissen.

Daß das nicht mehr geüben kann
beichloß der Rat — wie iit's zu preisen! —
den „pflichtvergebenen“ Zeitungsmann
aus seinen Sälen auszuweisen. Wau—u!

Liebe Amalia! Der Monat April bringt keine schöne Namen mit sich. Ich erinnere bloß an den „Aprilsnarren“, der aber noch weit übertroffen wird vom „Ostertier“ oder gar noch „Ostereule“. Ich glaube es ist Dir bekannt, daß ich an einem Oster-Nachheiligkeit zur Welt gegangen worden bin, und es kränkt mich doch fortwährend, daß diese freudige Begebenheit nicht am heiligen Tage 24 Stunden früher begegnet ist, dann wär' ich ein geheiligtes Sonntagskind. Aber sowieso freue ich mich des Osterfestes, und daß ich eine Jungfrau bin, weil mich seiner oder meiner Zeit Hans Kaspar Bollaug das rückverlobte ungetreue Ostereule nicht geheiratet hat. Ich schicke ihm auf jede Osterzeit ein Ei, und schreibe mit „Scheidwasser“ einen recht giftigen Spruch darauf. Was mit dem Scheidwasser gemeint ist, merkt er schon, aber ich selber bleibe infognitiert, er weiß nicht wer ihm das famose Ei schickt. Der seine Spruch verlautet nämlich wie folgt:

„D, du ewig dummer Hagestolz,
Nicht getroffen von des Amors Bolz der du weiter lebst als faules Holz
Friß das Weiße und den Dotter, und es grüßt dich alter Lotter
Mit dem Spruch der Eierschale, unbekannt ein Herr Eule.“

Natürlich kann er sich den Kopf zum Grund zerbrechen, er wird nie erraten, daß der vergiftete Gruß von mir kommt.

„So rächelt sich am Hagestolz, für den mein Herz noch nie zerbrach.“
Das von mir gesandte Ei wirst du erhalten haben mit dem herzigen Sprüchlein:

„Dir sei Lob und Dank gesagt, daß Du Deinen Mann verjagt, lebe ledig unverjagt!“
Leb wohl! — Wenn der Hans Kasper fuchsteufelswild wird über den Anonymus, das ist mir Wurst, da sag' ich einfach: Pah! Eulalia.

Wenn mir die Muse untreu wird . . .

Wenn mir die Muse untreu wird
Und ich vergebens sinne;
Und kein Gedicht mein Kopf gebirt,
So lehr ich denk und spinne,
Dann nehm ich flugs die Zeitung her
Und lese, was geschehen:
Daß sich schon Rußlands Militär
In Persien läßt sehen;
Daß in Venedig Herr Bülow
Belucht wurd' von Titoni
Und daß man durch die Lüfte fliegt
Mit Zeppelins Balloni;
Und daß der Ätna wieder spuckt,
Was wirklich zu beklagen
Und daß man auf Matratzen hat
Den Castro fortgetragen.

Ich les', daß in der Themestadt
Die Tramways nicht mehr fahren,
Weil sich das Personal durch Streik
Will Arbeitszeit ersparen.
In Rußland will die Heilsarmee
Bald ihren Einzug halten,
Doch darf auf keinen Fall sie dort
Die rote Fahne entfalten.
Ich les', daß auch in Holland nun
Der Abtinch wird verboten
Und daß man jetzt in Zürich hat
Die roten Radler Boten.
So les' ich viel und mancherlei,
Das läßt im Kopf sich nieder
Und wenn ich's rausbugieren will,
Komm ich mit Verlen nieder. Jwis.

Russische „Friedensbemühungen“.

Es ist bekannt, daß jede Sache zum mindesten zwei Seiten kennt; daß, wenn man so oder so sie mache, man sich die Finger nicht dran verbrennt.

Das muß man Rußland nicht mehr sagen; das wußt sich mit allen Wassern schon, hat Friedensgesänge angeschlagen, vergriff sich leider nur im — Ton.

So hub es an: „Bewahrt den Frieden!
Seid einig, Völker, einig all!
Stört unsere Ruhe nicht hiemeden
mit Trommeln und Kanonenschall.“

Und weiter gings: „Streitdisch Betrager
ist unerhört; wer dudens nicht!
's ist zu gestehn nicht und zu sagen,
wie sehr's den Leuten an Ehr' gebricht.“

Und so entpuppten sich die Partikel,
die so sanft begonnen, so lieb und zart,
als ganz gewöhnliche Hegartikel
und zwar von der allermindesten Art.

P. A.

Kronprinz Georg.

Kronprinz Georg ist in der Tat ein wilder Kerl und sehr rabiat. So trat er schon vor mehreren Tagen dem Diener mit 'nem Stiefel vor den Magen.

Dem armen Diener wurde schwach; er war der Gescheiterte und gab nach. So etwas war ihm noch nie begegnet; drum hat er das Zeitliche gesegnet.

Die Ärzte haben konstatiert, Ein Zufall hab ihn zum Tode geführt. Gewiß ein Zufall, ohne Zweifel; so stirbt nicht jeder arme Teufel.

Im ersten Schreck der ihn geplagt hat der hohe Herr der Krone entragt; doch nach der Ärzte Wunderlehre zeigt sich, daß das nicht nötig wäre.

Was hat denn der treffliche Georg für Schuld wem der Zufall so u. nicht anders gewüllt? Drum bemühte man sich mit reden und

schreiben, daß der tapfere Mann möcht' im Amte wau—u! bleiben.